

DER ABENTEUER FLUSS

Lois Walfrid Johnson



1 FLUCHT IN DER NACHT

clv

Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Lois Walfrid Johnson

ist Autorin von 38 Büchern. Ihre Werke sind in zwölf Sprachen übersetzt worden und haben viele Preise gewonnen. Doch für Lois ist das Wissen, dass die Leser ihre Bücher mögen, die schönste Auszeichnung. Lois und ihr Mann Roy leben in Minnesota, USA, und haben drei verheiratete Kinder.

Um mehr über Lois und ihre Bücher zu erfahren, besuche ihre Website www.lwjbooks.com.

1. Auflage 2015

Originaltitel:

Escape into the Night / The Freedom Seekers 1

© 2013, 1995 by Lois Walfrid Johnson

Moody Publishers

820 N. LaSalle Boulevard

Chicago, IL 60610

USA

© der deutschen Ausgabe 2015

by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Übersetzung: Franziska Sägesser

Satz: CLV

Umschlag: typtop, Andreas Fett, Meinerzhagen

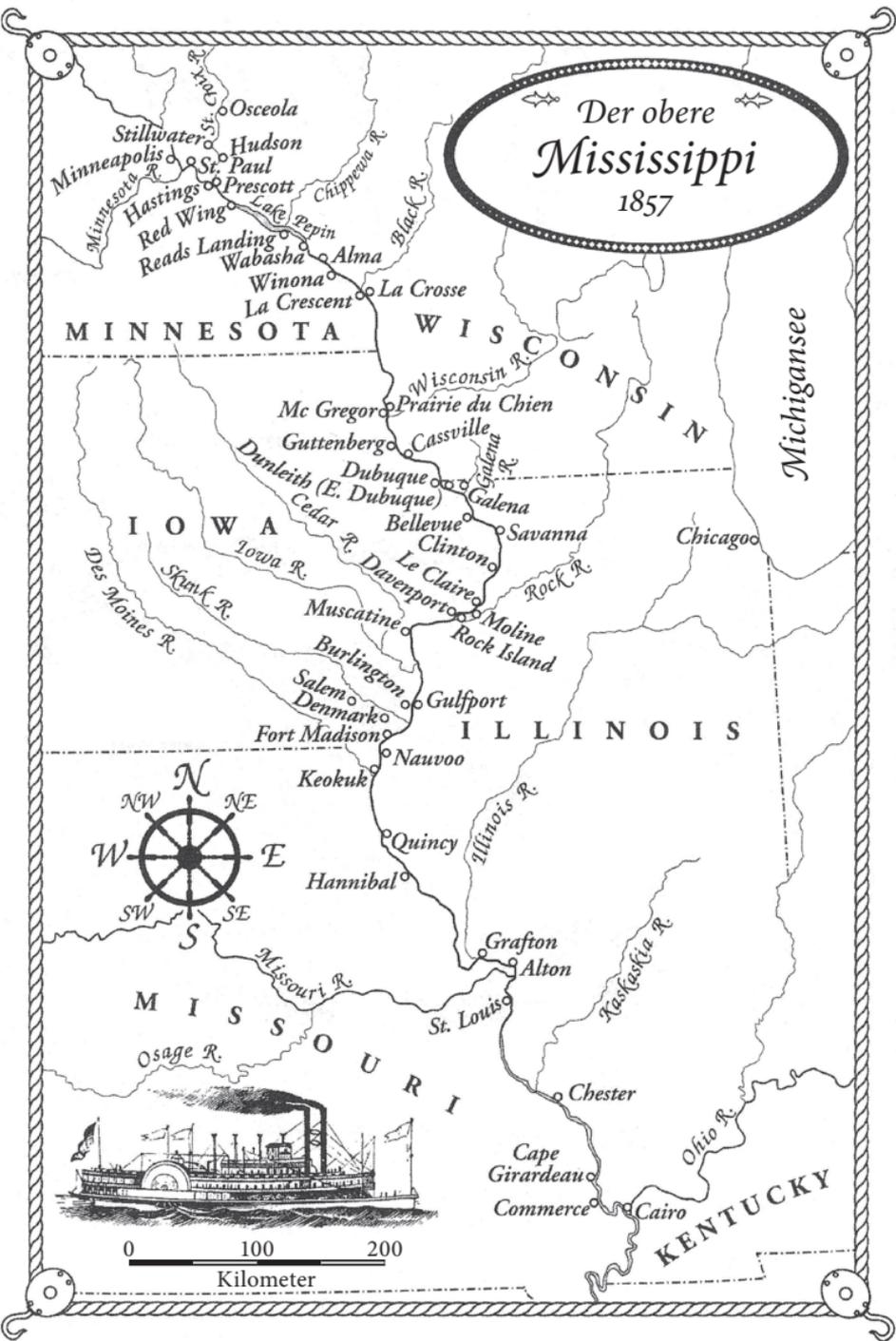
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Bestell-Nr. 256.171

ISBN 978-3-86699-171-2

An all jene von euch, die mir geschrieben haben,
um mir zu sagen, wie gut euch
die »Abenteuerwälder«-Reihe gefallen hat:
Ich widme euch dieses erste Buch
dieser neuen Reihe vom »Abenteuer-Fluss«.
Alles Liebe!

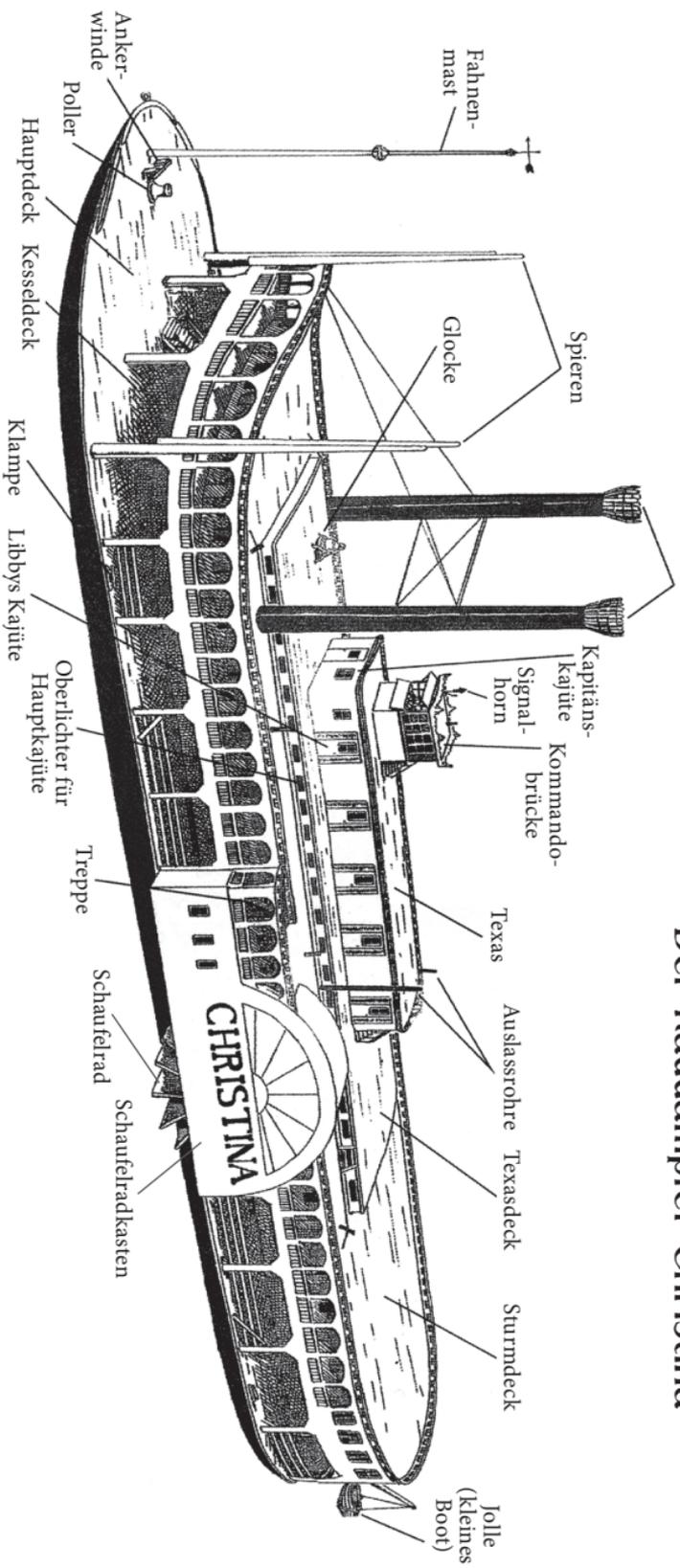
Der obere
Mississippi
 1857



Inhalt

Nächtliche Überraschungen	11
Die geheimnisvollen Kisten	21
Jetzt kommt Samson!	33
Der schlechte Anfang	41
Ein Tag mit Caleb	54
Eine seltsame Botschaft	63
Die Lockziege	73
Die »Untergrundbahn«	85
Calebs Geheimnis	95
Libbys Wahl	104
Ehrenkodex	111
Let My People Go!	120
Riggs!	132
Der große Test	144
Größere Gefahr	156
Das Versteck	165
Skunk River	176
In der Falle!	187
Die Wäschekorb-Verkleidung	200
Die Gib-nie-auf-Familie	211
Danksagung	218

Der Raddampfer Christina



Elijah Lovejoy, Dr. und Frau William Salter, Henderson Lewelling, Amos und Ellen Kimberly und ihr Sohn Samuel, Reverend Asa Turner sowie Diakon und Frau Theron Trowbridge sind historische Figuren, die in den 1850er-Jahren gelebt haben. Emma basiert auf der Geschichte einer realen Mutter, der Diakon Trowbridge geholfen hat. Alle anderen Figuren sind erfunden, und jede Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen ist rein zufällig.

In der Zeit, in welcher das Buch spielt, wurden Afroamerikaner *Neger* genannt, nach dem spanischen Wort für schwarze oder farbige Leute.

Nächtliche Überraschungen

Ein schlanker Mond hing am Nachthimmel, als Libby Norstad aus dem geöffneten Fenster eines Hotels hinunterblickte. Unten auf dem Fluss lag der Dampfer ihres Vaters bei der Anlegestelle. Bis auf eine Laterne in der Nähe der Anlegeplanke war die *Christina* nun dunkel und schien zu schlafen.

Während sich Libbys Augen langsam an die Dunkelheit gewöhnten, löste sich rechts ein Schatten von einem Gebäude. Ein zweiter Schatten folgte, dann ein dritter. Lautlos schlichen drei Männer zum Fluss.

Bei einer Lagerhalle ganz in der Nähe der *Christina* blieben sie stehen. So leise, wie sie gekommen waren, schlichen die Männer um das Gebäude herum und verschwanden.

Einige Augenblicke später tauchten die drei Männer wieder auf. Diesmal glitten sie in die tiefen Schatten neben der Lagerhalle. An diesem Tag im März 1857 hatte es ununterbrochen geregnet, und zwischen dem großen Gebäude und dem Dampfer hatte sich eine riesige Pfütze gebildet.

Libby schaute angestrengt in die Nacht und versuchte, jede kleinste Bewegung mitzubekommen. Kurz darauf verdunkelten Wolken das schwache Licht des Mondes und verschlechterten die Sicht noch mehr.

Genau in diesem Augenblick hörte Libby Stimmen aus dem Zimmer nebenan. Ihr Vater befand sich dort mit ihrer Tante. Libby spitzte die Ohren.

»Sie ist jetzt dreizehn. Sie braucht eine Veränderung

in ihrem Leben.« Das war ihr Papa, und Libby wusste, dass er von ihr sprach. Doch seine restlichen Worte verhallten.

Lautlos huschte Libby zum anderen Fenster hinüber. Dort war sie der Wand näher, die ihr Zimmer vom anderen Zimmer trennte.

»Irgendwie schafft es dieses Mädchen immer, in Schwierigkeiten zu geraten!« Das war Tante Vis Stimme.

Libby presste ihr Ohr gegen die Wand. Gleichzeitig starrte sie zur Lagerhalle hinunter. Keine Bewegung verriet die drei Männer.

Dann bellte von irgendwo in der Nacht ein Hund. Im nächsten Augenblick sprangen die Männer aus dem Schatten. Im Laufschrift steuerten sie direkt auf die riesige Pfütze zwischen ihnen und der *Christina* zu. Lange Bretter lagen über der Pfütze, aber die Männer umgingen sie – mit nackten Füßen planschten sie durchs Wasser.

Im selben Augenblick rannte ein Junge über das Deck der *Christina*. Als er die Öllaterne erreichte, blies er die Flamme aus. Jähe Dunkelheit verbarg die Männer.

Libby schob das Fenster hoch, lehnte sich nach vorn und sperrte die Augen auf. Was war mit den Männern geschehen? Sie war sich sicher, dass sie versuchten, auf den Dampfer ihres Vaters zu gelangen.

Während Libby sich fragte, ob sie ihn warnen sollte, war es vorbei mit der Stille der Nacht. Um das Hotel herum wurden die Straßen lebendig. Nun stimmten noch weitere Hunde in das einsame Gebell ein.

Bald hörte Libby, wie die Hunde in die Straße direkt

unterhalb ihres Fensters einbogen. Acht oder zehn Männer rannten dicht hinter ihnen mit hochgehaltenen Laternen. In ihrem Licht sah Libby umherspringende Hunde. Ungeduldig jaulend zerrten sie an ihren Leinen. Bluthunde!

Die Hunde schnüffelten entlang der Seite der Lagerhalle, dann folgten sie der Spur zur großen Wasserpfütze. Zuerst schnüffelte der Leithund auf den Brettern. Da er aber keine Fährte zu finden schien, kehrte er zum Rand der Pfütze zurück. Diesmal ging er schnüffelnd darum herum.

Auf der anderen Seite bellte der Spürhund erneut. Als die anderen Hunde in sein Gebell einstimmten, wurde ihr Geheul durch sämtliche Hunde der Stadt verstärkt.

Mit der Schnauze dicht am Boden schnüffelte der Leithund weiter in Richtung der *Christina*. Am Rand des Flussufers hielt er an. Er schaute zu dem großen, schweren Mann auf, der seine Leine hielt, und bellte.

»Hallo!«, rief der große Mann. »Ihr da auf der *Christina*!«

Als der Mann seine Laterne hochhielt, bemerkte Libby, dass sich etwas verändert hatte. Die lange Anlegeplanke zwischen Dampfer und Ufer war nicht mehr da.

Da niemand erschien, rief der Mann noch einmal. »Hallo! Ich weiß, dass jemand an Bord ist! Kommt her vor!«

Um ihn herum veranstalteten die Hunde einen noch größeren Lärm. Dann bewegte sich langsam eine Laterne über das Vorderdeck. Als die Person mit der

Laterne sie hochhielt, erkannte Libby in ihm den Jungen, den sie vor zwei Minuten gesehen hatte.

Von der Reling aus rief er herunter: »Kann ich Ihnen helfen?«

»Na klar! Wo sind die Männer, die an Bord gingen?«

»Sie sahen Männer?«, fragte der Junge.

»Wo ist euer Kapitän?«, brüllte der große Mann.

»Er wird bald zurück sein, mein Herr. Möchten Sie warten?«

»Wo ist euer Erster Offizier?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, mein Herr.«

»Dann lass uns an Bord kommen!«

»Ich kann Sie nicht an Bord kommen lassen, mein Herr. Nicht ohne die Erlaubnis des Kapitäns.«

»Dann fahr eure Anlegeplanke aus! Wir werden dir sagen, ob da jemand an Bord ging!«

Der Junge trat zurück und stellte die Laterne ab. Libby beobachtete, wie sich eine lange Planke vom Dampfer zum Ufer hin senkte.

Erneut hielt der Junge die Laterne hoch, blieb jedoch am oberen Ende der Anlegeplanke stehen. Sein starkes und selbstbewusstes Auftreten ließ keinen Zweifel aufkommen, dass er niemanden an sich vorbeigehen lassen wollte.

Das Rudel Hunde drängelte nach vorne, allen voran der Leithund. Mit der Schnauze am Holz schnüffelte er die Planke hinauf und hinunter. Schließlich kehrte er zu seinem Besitzer zurück und hockte sich hin.

Der große Mann drohte dem Jungen an Bord mit erhobener Faust. »Ich weiß nicht, wie du das gemacht hast!«

Der Junge schien unbekümmert. »Vielleicht sollten Sie an einem anderen Ort nachsehen«, rief er hinunter.

Das plötzliche Knurren des Mannes tönte wie das eines Hundes. Trotzdem wandte er sich ab. Als die Spürhunde schnüffelnd in Richtung der Lagerhalle zurückgingen, folgten ihnen die Männer.

Nachdem sie am Ende des Gebäudes um die Ecke verschwunden waren, hörte Libby erneut Stimmen im anderen Zimmer. Schnell ging sie auf Zehenspitzen zur Tür zwischen den beiden Räumen und kniete sich hin.

»Ich kann Libby einfach nicht dazu bewegen, das werden zu wollen, was sie werden soll.« Das war wieder Tante Vi.

Seit dem Tod ihrer Mutter vor vier Jahren lebte Libby bei ihrer Tante und ihrem Onkel in einer Villa in Chicago. In dieser zweiten März-Woche 1857 waren Libby und Tante Vi nach Burlington, Iowa, gereist, damit Libby ihren Vater besuchen konnte.

»Was soll sie denn werden?«, fragte Kapitän Norstad.

»Sie kann nichts richtig machen!«, antwortete Tante Vi. »Sie mag zwar schöne Kleider, aber –«

»Allerdings!«, stimmte der Kapitän zu. »Libby sagte mir, dass ihr meine Uniform nicht gefalle – sie sei zu altmodisch!«

»Das klingt ganz nach Libby.« Ihre Tante hörte sich erfreut an. »Sie hat einen ausgezeichneten Geschmack entwickelt. Immer entscheidet sie sich für das Teuerste.«

»Wirklich?«, fragte der Kapitän. »Nennt sie mich deshalb *Va-ter*, wie ein Mädchen der High Society? Als ich Libby das letzte Mal sah, war ich ihr *Papa*.«

Um sich kein einziges Wort entgehen zu lassen,

lehnte sich Libby weiter vor. Sie durfte nicht vergessen, ihren Vater *Papa* zu nennen. In der Dunkelheit stieß sie gegen die Tür. Hatten ihre Tante und ihr Vater das gehört?

Als sie weitersprachen, wusste Libby, dass sie unbemerkt geblieben war. Wieder hielt sie das Ohr ans Schlüsselloch.

»Was genau ist also das Problem?«, fragte Kapitän Norstad.

»Obwohl sie schöne Dinge mag, führt sich Libby wie ein Wildfang auf. Ich war entsetzt, als ich sie beim Schwimmen erwischte! Eine anständige junge Frau würde *niemals* schwimmen.«

»Es sei denn, ihr Vater hat ihr gezeigt, wie es geht.« Kapitän Norstads Stimme hörte sich gefährlich leise an. »Ich habe Libby das Schwimmen beigebracht für den Fall, dass sie vom Dampfer fallen sollte.«

»Aber sie bringt mich vor all meinen Freunden in Verlegenheit!«, jammerte Tante Vi. »Ich bin nahe daran, dieses Mädchen aufzugeben!«

Mich aufgeben? Libby spürte den Schmerz dieser Worte, als ob ein Messer ihr Herz durchbohrte.

Tante Vi will mich aufgeben?

»Nun, *ich* bin nicht bereit aufzugeben«, antwortete der Kapitän. »Ich werde Libby *niemals* aufgeben!«

Aber Libby hörte die Worte ihres Vaters kaum. Sie war so aufgebracht, dass sie wieder gegen die Tür stieß.

Im nächsten Augenblick hörte Libby schnelle Schritte, die sich in ihre Richtung bewegten. Als sie sich aufrappelte, öffnete sich die Tür. Kapitän Norstad ergriff die Hand seiner Tochter.

»Wir müssen etwas besprechen.« Er zog sie ins andere Zimmer. »Setz dich, Libby!«

»Ich möchte lieber stehen bleiben.« Egal, welche Strafe sie bekommen würde – Libby wusste, dass sie nicht sitzend entgegennehmen konnte. »Bitte«, fügte sie schnell hinzu.

Tante Vi saß auf einem Stuhl in der Nähe des Kamins. Im Licht der Lampe sah Libby die Augen ihrer Tante. Sie schien nicht glücklich über den Verlauf der Dinge.

Als sei er auf dem Deck seines Dampfers, maß Kapitän Norstad den Raum mit großen Runden ab. Libby wusste, was das bedeutete. Ihr Vater hatte etwas Wichtiges zu sagen.

Als er das Fenster an der Vorderfront des Hotels erreichte, hielt der Kapitän inne. Er schob den Vorhang beiseite und schaute hinunter.

Ob er wohl die Männer und die Hunde sah?, fragte sich Libby, als der Vorhang wieder an seinen alten Platz zurückfiel.

Dann wandte sich ihr Vater an sie. Mit seinen schwarzen Haaren und der Kapitäns-Uniform sah er groß und vornehm aus. »Libby, ich habe mich entschieden. Ich möchte, dass du mit mir auf der *Christina* lebst.«

Libbys Herz machte einen Freudensprung. *Ich werde wieder mit meinem Vater – meinem Papa – zusammen sein!* Nicht einmal in ihren wildesten Träumen hätte sie gedacht, dass er dies erlauben würde.

Aber Tante Vi unterbrach ihre Gedanken. »Ein Mädchen in Libbys Alter ohne ihre Mutter auf einem Dampfer? Das ist undenkbar!«

»Wirklich?«, fragte Kapitän Norstad. »Libby und ich kennen uns kaum noch. Ich will ein Teil ihres Lebens sein, ihr helfen, erwachsen zu werden. Ich sehne mich nach ihrer Gesellschaft.«

Papa sehnt sich nach meiner Gesellschaft? Libby war froh. Wie oft hatte sie sich seit dem Tod ihrer Mutter in den Schlaf geweint! Sie hatte sich einsam gefühlt ohne ihre Eltern.

»Für Libby ist es nicht sicher, auf einem Dampfer zu leben!«, rief Tante Vi aus.

»Es war nicht sicher, als sie acht war, aber Libby ist jetzt dreizehn. Ich werde ihr außerdem einen Hund besorgen.«

»Einen Hund?«, fragte Libby erschreckt. Sie war sich da nicht so sicher. Sie hatte schon viele Hunde gesehen, die auf den Straßen Chicagos herumstreunten. Schmutzige, struppige Hunde, die oft miteinander kämpften. »Bist du dir sicher, dass ich einen Hund brauche?«

»Er wird dich beschützen.«

Plötzlich kam Libby noch etwas anderes in den Sinn. »Ich habe nicht genug Kleider dabei. Wie kann ich nur mit einem einzigen Koffer voll leben?«

»Das wirst du schon schaffen!« Papas Stimme war jetzt schroff, und Libby wusste, dass niemand mehr Papas Meinung ändern konnte. Sie würde wohl oder übel auf der *Christina* leben.

Wie eine riesige Welle überkam sie der Gedanke. Libby war aufgeregt, hatte aber auch Angst. Oft hatte sie gehört, wie Leute über all die gefährlichen Dinge sprachen, die Dampfern zustoßen konnten. Sie konnten explodieren oder Feuer fangen. Sie liefen auf versteckte

Wurzeln alter Bäume auf und sanken innerhalb von Minuten. Glücksspieler reisten auf Dampfern – und Diebe.

Immer wenn sie diese Geschichten hörte, hatte sich Libby um ihren Vater Sorgen gemacht. Wenn sie nun auf der *Christina* lebte, war auch sie diesen Gefahren ausgesetzt.

Dann dachte sie an die Worte ihrer Tante – Worte, die sie bis ins Innerste schmerzten. Libby richtete sich auf und schaute ihren Vater an. »Wenn ich auf der *Christina* lebe, will ich eine *Gib-nie-auf-Familie*.«

»Was meinst du damit, Libby?«, fragte er.

Libby schaute ihm direkt in die Augen. »Ich möchte eine Familie, die zusammenhält, auch wenn es schwierig ist.«

Tränen stiegen ihr in die Augen. Da sie nicht wollte, dass ihre Tante sie weinen sah, versuchte Libby, ihre Tränen zurückzublinzeln. Stattdessen strömten sie über.

»Das ist die Art von Familie, die ich mir auch wünsche«, sagte Papa in weichem Tonfall. »Wir können diese Familie füreinander sein.«

»Mit nur zwei Leuten?«

Papa nickte. »Wenn wir einander nicht aufgeben.«

Libby konnte es kaum glauben. »Vielleicht magst du mein Benehmen nicht.«

»Vielleicht magst du meine Anweisungen nicht«, antwortete Papa.

»Aber wir können üben«, meinte Libby.

»Wir werden fleißig üben.« Die Augen ihres Vaters schimmerten. »Caleb und die anderen Leute, die auf

der *Christina* arbeiten, werden unsere größere Familie sein.«

Kapitän Norstad schaute zu Tante Vi hinüber. »Ich muss Burlington morgen verlassen.«

»Morgen?«, fragte Libby. Diesmal spürte sie ihre Angst bis in die Zehen hinunter. *Wie wird mein neues Leben sein?*